

Purple Prose

THEORIE

Übergeschriebenes, geschwollenes Drehbuch — zu viele Adjektive, blumige Beschreibungen statt visueller Information. Am Set sofort erkannt und ignoriert.

Am Set ist Purple Prose sofort erkennbar: Der Regisseur blättert durchs Drehbuch, schlägt es zu und sagt «Vergessen wir die erste Seite». Das Problem sitzt nicht in der Geschichte, sondern in der Ausführung — der Autor hat die Seite mit Adjektiven gepflastert statt Bilder zu bauen. «Die wunderschöne, samtweiche Morgenröte durchflutet den majestätischen Saal mit goldenen, warmen Lichtstrahlen» ist Purple Prose. «Goldenes Morgenlicht fällt durch die hohen Fenster» ist ein Drehbuch, das funktioniert. Das Kernproblem: Purple Prose verwechselt literarische Eleganz mit visueller Information. Ein Drehbuch ist kein Roman. Die Aufgabe als DP besteht nicht darin, jeden blumigen Gedanken des Autors zu visualisieren — gefragt sind Licht, Bewegung und Bildkomposition. Wenn die Beschreibung drei Zeilen braucht, um eine einfache Szene zu erklären, geht Zeit verloren. Der Schnitt wird langweilig, weil der Text bereits alles gesagt hat, statt es zu zeigen. In der Praxis äußert sich das so: Der Autor beschreibt die «sanfte, melancholische Eleganz einer verlassenen Treppe», aber was tatsächlich gebraucht wird: die Treppe, der Winkel, die Farbtöne, das Licht. Alles andere liefert die visuelle Gestaltung — das eigene Department, der Schnitt, die Musik. Purple Prose erstickt den Raum für cineastische Entscheidungen. Der Gaffer fragt «Wie hart soll das Licht sein?», nicht «Wie melancholisch?». Am schlimmsten wird es, wenn Purple Prose sich ins Action-Schreiben einschleicht — endlose, geschwungene Beschreibungen von Bewegungsabläufen statt klarer Sluglines und Beats. Der Regisseur muss dann übersetzen, statt zu inszenieren. Das kostet Set-Zeit, Geduld und Budget. Gute Drehbücher sind schlank. Sie sagen, was zu sehen ist, nicht, wie es sich anfühlen soll. Das Gefühl kommt durch Kamera, Licht und Performance — nicht durch das Lesen von Adjektiven.